HEYNE

ZUM BUCH

Jack McEvoy ahnt, was auf ihn zukommt, als er ins Büro seines Chefs gerufen wird. Die Kündigungswelle bei der *L.A. Times* erfasst auch ihn. Doch statt wie üblich seinen Schreibtisch sofort räumen zu müssen, gibt man ihm zwei Wochen Zeit, wenn er dafür seine junge Nachfolgerin einarbeitet. Jack willigt ein und plant im Geheimen seinen letzten großen Scoop. Ein schwarzer Jugendlicher wurde wegen brutaler Folter und Mord an einer Tänzerin festgenommen, Jack aber ist überzeugt, dass der Junge unschuldig ist. Tatsächlich stößt McEvoy bei seiner Recherche auf einen fast identischen Mord in Las Vegas, den der Junge nicht begangen haben kann. Beide Opfer wurden mit einer Plastiktüte erstickt und anschließend im Kofferraum eines Autos verstaut. McEvoy ist sicher, dass es sich um ein und denselben Täter handelt. Er verfolgt diese Spur und kommt dabei dem Mörder gefährlich nah.

ZUM AUTOR

Michael Connelly lebt und arbeitet in Florida. Bereits für seinen Debütroman *Schwarzes Echo* wurde er mit dem renommierten »Edgar Award« ausgezeichnet. Zahlreiche Preise und Ehrungen folgten. Neben den Romanen um Detective Harry Bosch wurde er vor allem durch seine Bestseller *Der Poet*, *Das zweite Herz* (verfilmt von und mit Clint Eastwood), *Schwarze Engel*, *Dunkler als die Nacht*, *Die Rückkehr des Poeten* und *Der Mandant* (2011 verfilmt mit Matthew McConaughey und Ryan Philippe) bekannt. Zuletzt bei Heyne erschienen: *So wahr uns Gott helfe*.

Ein ausführliches Werkverzeichnis des Autors findet sich im Anschluss des Romans.

MICHAEL CONNELLY

SEIN LETZTER AUFTRAG

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Sepp Leeb

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE SCARECROW
erschien bei Little, Brown and Company, New York

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage
Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 06/2012
Copyright © 2009 by Hieronymus, Inc.
Copyright © 2011 der deutschen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Werner Wahls
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Geviert – Büro für Kommunikationsdesign,
München, Christian Otto unter Verwendung eines Fotos von
©plainpicture / Millennium / Davies Marcus
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43526-1

www.heyne.de

Für James Crumley,
für *Der letzte echte Kuss*

Die Farm

Carver ging im Kontrollraum auf und ab und wachte über die vorderen Vierzig. Die Türme standen in exakt ausgerichteten Reihen vor ihm. Sie summten ruhig und effizient, und trotz allem, was er wusste, musste Carver staunen, was die Technik zustande gebracht hatte. So viel auf so engem Raum. Kein Rinnsal, sondern ein wilder, reißender Datenstrom, der Tag für Tag an ihm vorbeirauschte. In hohen Stahlschloten vor ihm wuchs. Alles, was er tun musste, war hineinzugreifen, zu schauen und auszuwählen. Es war wie Goldwaschen.

Nur einfacher.

Er sah auf die Temperaturanzeigen. Im Serverraum lief alles nach Plan. Er senkte den Blick auf die Monitore auf den Arbeitsplätzen vor ihm. Seine drei Techniker arbeiteten gemeinsam am aktuellen Projekt. Ein dank Carvers Können und Wachsamkeit abgewehrter Angriff. Jetzt die Abrechnung.

Der Möchtegern-Eindringling war nicht durch die Mauern des Farmhauses gekommen, hatte aber überall seine Fingerabdrücke hinterlassen. Grinsend beobachtete Carver, wie seine Männer die Brotkrumen auflasen, die IP-Adresse durch die Datenverkehrsknotenpunkte aufspürten, eine Hochgeschwindigkeitsjagd zurück zum Ursprung. Bald würde Carver wissen, wer der Eindringling war, wel-

cher Firma er angehörte, wonach er gesucht und welchen Vorteil er sich davon erhofft hatte. Und Carver würde Vergeltungsmaßnahmen ergreifen, die den glücklosen Kontrahenten vernichten würden. Carver kannte keine Gnade. Niemals.

Über ihm begann der Alarm der Sicherheitsschleuse zu summen.

»Monitore«, sagte Carver.

Gleichzeitig gaben die drei jungen Männer an den Arbeitsplätzen Befehle ein, die ihre Arbeit vor den Besuchern verbargen. Die Tür des Kontrollraums ging auf, und McGinnis kam mit einem Mann herein, den Carver noch nie gesehen hatte.

»Das ist unser Kontrollraum, und durch die Fenster dort sehen Sie die ›vorderen Vierzig‹, wie wir sie nennen«, sagte McGinnis. »Hier sind alle unsere Colocation-Dienste zusammengefasst. Dort würden die Daten Ihrer Firma hauptsächlich untergebracht werden. Wir haben da drinnen vierzig Türme, die an die tausend dedizierte Server fassen. Und selbstverständlich ist noch Platz für mehr. Der Platz wird uns nie ausgehen.«

Der Mann nickte nachdenklich.

»Wegen des Platzes mache ich mir keine Sorgen. Uns geht es um die Sicherheit.«

»Natürlich, und deswegen sind wir hierhergekommen. Ich wollte Sie mit Wesley Carver bekanntmachen. Wesley ist hier unten sozusagen unser Mädchen für alles. Er ist sowohl unser Technology Officer als auch unser leitender Sicherheitsingenieur und nicht zuletzt der Mann, der das Rechenzentrum geplant und entworfen hat. Er kann Ihnen alle Fragen beantworten, die Sie zur Colocation-Sicherheit haben.«

Die übliche Zirkusnummer. Carver schüttelte dem Mann die Hand. Er wurde ihm als David Wyeth von der Anwaltskanzlei Mercer & Gissal aus St. Louis vorgestellt. Hörte sich nach gebügelten weißen Hemden und feinem Tuch an. Carver sah, dass Wyeth einen Soßenfleck auf der Krawatte hatte. Wenn Kunden in die Stadt kamen, ging McGinnis immer in Rosie's Barbecue mit ihnen essen.

Carver zog seine übliche Nummer ab und erwähnte dabei alles, was der schnieke Anwalt hören wollte. Wyeth würde nach St. Louis zurückkehren und berichten, wie beeindruckt er gewesen war. Er würde den Kollegen erzählen, dass das die Richtung sei, die sie einschlagen müssten, wenn die Kanzlei mit den sich ändernden Technologien und Zeiten Schritt halten wollte.

Und McGinnis würde einen weiteren Auftrag erhalten.

Während er sprach, dachte Carver die ganze Zeit an den Angreifer, den sie gejagt hatten. Er war irgendwo da draußen und ahnte noch nicht, dass er prompt die Quittung erhalten würde. Carver und seine jungen Schüler würden seine Bankkonten abräumen, seine Identität annehmen und Fotos von Männern, die sich an achtjährigen Jungen vergingen, auf seinem Bürocomputer verstecken, bevor sie ihn mit einem Virus lahmlegten. Wenn es dem Angreifer nicht gelänge, ihn zu entfernen, würde er einen Fachmann hinzuziehen. Die Fotos würden entdeckt und die Polizei verständigt. Der Angreifer wäre unschädlich gemacht. Eine weitere Bedrohung, die von der Vogelscheuche abgewendet worden war.

»Wesley?«, sagte McGinnis.

Carver wurde aus seinem Tagtraum gerissen. Der Anzug hatte eine Frage gestellt. Seinen Namen hatte Carver bereits wieder vergessen.

»Ja, bitte?«

»Mr Wyeth wollte wissen, ob das Colocation-Zentrum jemals geknackt wurde.«

McGinnis lächelte wissend, denn er kannte die Antwort bereits.

»Nein, Sir, das ist noch niemandem gelungen. Obwohl es, ehrlich gestanden, schon einige versucht haben. Aber alle Angriffe sind fehlgeschlagen – mit verheerenden Folgen für diejenigen, die es versucht haben.«

Der Anzug nickte ernst. »Wir vertreten die Crème de la Crème von St. Louis. Die Unantastbarkeit unserer Akten und unserer Mandantenliste steht bei allem, was wir tun, an erster Stelle. Deshalb bin ich persönlich hierhergekommen.«

Deswegen und wegen des Stripklubs, in den dich McGinnis ausgeführt hat, dachte Carver, ohne es zu sagen. Stattdessen lächelte er, aber in seinem Lächeln war keine Wärme. Er war froh, dass ihn McGinnis an den Namen des Anzugs erinnert hatte.

»Keine Angst, Mr Wyeth«, sagte er. »Auf dieser Farm wird Ihre Ernte in guten Händen sein.«

Wyeth erwiderte das Lächeln.

»Genau das wollte ich hören.«

Der Samtsarg

Jedes Augenpaar im Newsroom folgte mir, als ich aus Kramers Büro kam. Es wurde ein langer Weg. Die rosa Zettel wurden immer freitags verteilt, und alle wussten, dass ich gerade einen erhalten hatte. Nur hießen sie nicht mehr rosa Zettel. Neuerdings nannte man sie PA-Formulare – von Personalabbau.

Alle verspürten einen schwachen Schauder der Erleichterung, dass es nicht sie getroffen hatte, und einen schwachen Schauder der Besorgnis, weil ihnen klar war, dass sich niemand in Sicherheit wiegen konnte. Jeder von ihnen konnte als Nächster dran sein.

Ich wich allen Blicken aus, bis ich unter dem Lokalredaktionsschild durchging und endlich meine Koje erreichte. Ich ließ mich auf meinen Schreibtischstuhl sinken, wo ich wie ein Soldat, der in einem Schützenloch verschwindet, nicht mehr zu sehen war.

Im selben Moment läutete mein Telefon. Auf dem Display sah ich, dass es Larry Bernard war. Er saß nur zwei Abteile weiter, wusste aber, wenn er mich persönlich aufsuchte, wäre dies für andere in der Redaktion das unmissverständliche Zeichen, sich um mich zu scharen und das Offensichtliche zu fragen. In Rudeln arbeiten Reporter am liebsten.

Ich setzte mein Headset auf und nahm den Anruf entgegen.

»Hallo, Jack«, sagte er.

»Hi, Larry«, sagte ich.

»Und?«

»Was und?«

»Was wollte Kramer?«

Er sprach den Namen des leitenden Redakteurs wie *Crammer* aus, der Spitzname, den Richard Kramer vor Jahren verpasst bekommen hatte, als er sich als Deskredakteur mehr für die Quantität als die Qualität der Meldungen, die er seine Reporter für die Zeitung hatte produzieren lassen, interessiert hatte. Im Lauf der Zeit waren sein vollständiger Name oder Teile davon auch noch auf andere Weise verballhornt worden.

»Du weißt doch, was er wollte. Er hat mir gekündigt. Ich bin raus.«

»Im Ernst? Er hat dich gefeuert?«

»Richtig. Aber wie du weißt, nennt man das jetzt ›Personalabbaumaßnahme‹.«

»Musst du deinen Schreibtisch sofort räumen? Warte, ich helfe dir.«

»Nein, zwei Wochen habe ich noch. Bis zum zweiundzwanzigsten, dann ist endgültig Schluss.«

»Zwei Wochen noch? Warum zwei Wochen?«

Die meisten PA-Opfer mussten ihren Arbeitsplatz auf der Stelle räumen. Dazu war man übergegangen, nachdem einer der ersten Empfänger eines Kündigungsschreibens noch so lange hatte bleiben dürfen, wie ihm sein Gehalt gezahlt worden war. Daraufhin sahen ihn die Leute in der Redaktion an jedem seiner noch verbleibenden Tage mit einem Tennisball. Er tippte ihn auf, warf ihn hoch, drückte ihn. Niemandem fiel auf, dass es jeden Tag ein anderer Ball war. Und jeden Tag spülte er in der Herrentoilette einen

Ball hinunter. Etwa eine Woche, nachdem er weg war, verstopfte das Rohr, mit verheerenden Folgen.

»Sie haben mir die zwei Wochen zugestanden, wenn ich mich bereiterkläre, meinen Nachfolger einzuarbeiten.«

Larry blieb eine Weile still, als er darüber nachdachte, wie demütigend es war, seinen eigenen Nachfolger anlernen zu müssen. Aber für mich waren zwei Wochen Gehalt zwei Wochen Gehalt, das ich nicht bekäme, wenn ich mich nicht darauf einließe. Und außerdem konnte ich diese zwei Wochen nutzen, um mich von denjenigen in der Redaktion und im Revier, die es verdient hatten, zu verabschieden. Die Alternative, nämlich von einem Security-Mann mit einer Schachtel mit meinen persönlichen Dingen zum Ausgang begleitet zu werden, hielt ich für noch demütigender. Ich war mir sicher, dass sie darauf achten würden, dass ich keine Tennisbälle zur Arbeit mitbrachte, aber in dieser Hinsicht brauchten sie sich keine Sorgen zu machen. So etwas war nicht meine Art.

»Und das war alles? Mehr hat er nicht gesagt? Zwei Wochen und dann ist Schluss?«

»Er hat mir die Hand geschüttelt und gesagt, ich würde doch ganz gut aussehen, ich sollte es beim Fernsehen versuchen.«

»Also echt, Mann. Da steht heute Abend aber ein gewaltiges Besäufnis an.«

»Auf jeden Fall.«

»Das ist einfach nicht in Ordnung, Mann.«

»Die ganze Welt ist nicht in Ordnung, Larry.«

»Wer ist denn dein Nachfolger? Immerhin einer, der weiß, dass er vorerst nichts zu befürchten hat.«

»Angela Cook.«

»Passt. Die Cops werden begeistert sein.«

Larry war ein Freund, aber im Moment war mir nicht danach, über das alles mit ihm zu reden. Ich wollte über meine Alternativen nachdenken. Ich erhob mich ein wenig und spähte über die 1,20 hohen Wände meiner Koje. Niemand schaute mehr in meine Richtung. Ich ließ meinen Blick zu den verglasten Büros der Redaktionsleiter schweifen. Das von Kramer war ein Eckbüro, er stand hinter der Glasscheibe und schaute in den Newsroom hinaus. Als unsere Blicke sich plötzlich trafen, wandte er sich schnell ab.

»Was willst du jetzt machen?«, fragte Larry.

Ich ließ mich wieder in meinen Stuhl sinken. »Ich hab mir noch keine Gedanken gemacht, aber damit werde ich jetzt anfangen. Wohin gehen wir, ins Big Wang's oder ins Short Stop?«

»Ins Short Stop. Im Wang's war ich erst gestern Abend.«

»Bis dann also.«

Ich wollte gerade auflegen, als Larry mit einer letzten Frage herausplatzte.

»Noch etwas. Hat er gesagt, welche Nummer du bist?«

Er wollte natürlich wissen, wie seine Chancen standen, diesen jüngsten betrieblichen Aderlass zu überstehen.

»Als ich zu ihm reinging, fing er an, dass ich es fast geschafft hätte und wie schwer es wäre, die letzten Entscheidungen zu treffen. Er sagte, ich wäre Nummer neunundneunzig.«

Zwei Monate zuvor hatte die Zeitung angekündigt, dass einhundert Redaktionsstellen gestrichen werden müssten, um die Kosten zu senken und unsere Firmengötter milde zu stimmen. Während ich Larry kurz darüber nachdenken ließ, wer Nummer einhundert sein könnte, schaute ich wieder zu Kramers Büro. Er stand immer noch hinter der Glasscheibe.

»Wenn du meinen Rat hören willst, Larry, dann zieh mal lieber den Kopf ein. Der Sensenmann steht am Fenster und sucht gerade Nummer hundert.«

Ich drückte die Trenntaste, behielt aber das Headset auf. Das würde hoffentlich jeden in der Redaktion davon abhalten, mich anzusprechen. Mir war klar, dass Larry den anderen Reportern erzählen würde, dass ich ausgemustert worden war, und dass sie anrücken würden, um mich zu bedauern. Ich musste mich allerdings darauf konzentrieren, eine kurze Meldung über die Festnahme eines Verdächtigen in einem Auftragsmord zu Ende zu schreiben, der von der Robbery Homicide Division des Los Angeles Police Department aufgedeckt worden war. Dann konnte ich mich aus der Redaktion verdrücken und in einer Bar das Ende meiner Laufbahn im journalistischen Tagesgeschäft begießen. Denn das würde es werden. Für einen Polizeireporter über vierzig gab es auf dem gegenwärtigen Zeitungsmarkt keinen Job mehr. Nicht, wenn ihnen ein unerschöpflicher Vorrat an billigen Arbeitskräften zur Verfügung stand – Babyreporter wie Angela Cook, von der USC und Medill und Columbia Jahr für Jahr frisch ausgespuckt, technologisch auf dem neuesten Stand und bereit, praktisch umsonst zu arbeiten. Wie die Papier-und-Druckerschwärze-Presse war auch ich ein Auslaufmodell. Jetzt war das Internet angesagt. Stündliche Uploads in Online-Ausgaben und Blogs. Fernseh-Tie-ins und Twitter-Updates. Jetzt schrieb man Meldungen *mit* seinem Handy, anstatt sie mit seiner Hilfe an die Redaktion durchzugeben. Die Tageszeitung hätte sich genauso gut *Tägliche Nachbetrachtungen* nennen können. Alles, was darin stand, war schon in der vorangegangenen Nacht ins Netz gestellt worden.

Mein Telefon läutete, und ich war geneigt anzunehmen, es wäre meine Exfrau, die im Washingtoner Büro bereits davon gehört hatte, aber auf dem Display stand VELVET COFFIN. Ich muss zugeben, ich war schockiert. Ich wusste, so schnell konnte Larry es nicht herumerzählt haben. Gegen mein besseres Wissen ging ich dran. Wie nicht anders zu erwarten, war der Anrufer Don Goodwin, selbsternannter Wachhund und Chronist des Innenlebens der *L. A. Times*.

»Hab's gerade erfahren«, sagte er.

»Wann genau?«

»Jetzt gerade.«

»Und wie? Ich weiß es selbst erst seit fünf Minuten.«

»Jetzt hören Sie mal, Jack, Sie wissen genau, dass ich das nicht preisgeben darf. Aber ich habe meine Wanzen in Ihrem Laden. Sie sind gerade aus Kramers Büro gekommen. Sie haben es auf die Dreißigerliste geschafft.«

Die »Dreißigerliste« bezog sich auf all jene, die im Lauf der Jahre im Zug des Personalabbaus der Zeitung hatten dran glauben müssen. *Dreißig* war das traditionelle Pressekürzel für »Ende der Story«. Goodwin stand selbst auf dieser Liste. Auch er hatte bei der *Times* gearbeitet und war als Redakteur auf der Überholspur gewesen, bis ein Besitzerwechsel in eine neue Finanzstrategie mündete. Als er sich weigerte, für weniger mehr zu tun, wurde er kühl abserviert und nahm schließlich die Abfindung an, die man ihm anbot. Das war noch zu einer Zeit gewesen, als man allen, die freiwillig ausschieden, einen ordentlichen Batzen Geld hinterherwarf – und bevor das Medienunternehmen, dem die *Times* gehörte, Gläubigerschutz beantragte.

Goodwin nahm seine Abfindung und stieg mit einer Website und einem Blog ins Geschäft ein, die alles aufdeck-

ten, was sich bei der *Times* intern abspielte. Zur grimmigen Erinnerung an das, was die Zeitung einmal gewesen war, nannte er sie thevelvetcoffin.com: ein Samtsarg, in dem es sich so angenehm arbeiten ließ, dass man sich einfach hineinlegte und blieb, bis man starb. Infolge des ständigen Wechsels von Besitzer und Management und wegen des Personalabbaus und des kontinuierlichen Belegschafts- und Budgetschwunds wurde die Zeitung allerdings mehr und mehr zu einer Holzkiste. Und Goodwin war da, um jeden Schritt und Fehltritt ihres Niedergangs zu dokumentieren.

Sein Blog wurde fast täglich aktualisiert und von jedem in der Redaktion heimlich, aber aufmerksam gelesen. Ich war nicht sicher, ob sich die Welt außerhalb der dicken, bombensicheren Mauern der *Times* groß dafür interessierte. Die *Times* ging den Weg allen Journalismus, das war nichts Neues. Sogar die *New York Times* spürte das Zwicken, das der Richtungswechsel zum Internet hin verursachte, den die Gesellschaft in Sachen Nachrichtenwesen und Werbung gerade durchlief. Der Bagatellkram, über den Goodwin berichtete und dessentwegen er mich anrief, kam etwa einem Umstellen der Deckstühle auf der *Titanic* gleich.

Aber in zwei Wochen würde mich das alles nicht mehr groß kümmern. Ich blickte nach vorn und dachte bereits an den halbherzig angefangenen Roman, den ich in meinem Computer hatte. Sobald ich nach Hause kam, würde ich dieses Lieblingsprojekt hervorkramen. Ich wusste, ich konnte noch mindestens ein halbes Jahr lang meine Rücklagen anzapfen, und danach konnte ich mich, wenn nötig, mit dem Eigenkapitalanteil an meinem Haus über Wasser halten – je nachdem, was davon nach der Wirtschaftskrise noch übrig war. Außerdem konnte ich in Sachen Auto abspecken und Benzinkosten sparen, indem ich mir eine

dieser Hybrid-Blechbüchsen zulegte, die seit neuestem jeder in der Stadt fuhr.

Ich begann meinen Schubs zur Tür hinaus bereits als Chance zu sehen. Im Grunde seines Herzens möchte ja jeder Journalist ein Romanautor sein. Es ist der Unterschied zwischen Kunst und Handwerk. Jeder Schreiberling will als Künstler angesehen werden, und jetzt würde ich es darauf ankommen lassen. Der halbe Roman, der zu Hause auf mich wartete – ich konnte mich nicht mal mehr richtig an seinen Plot erinnern –, war mein Einstieg.

»Müssen Sie Ihren Schreibtisch sofort räumen?«, fragte Goodwin.

»Nein. Wenn ich meinen Nachfolger anlerne, bekomme ich noch zwei Wochen. Ich habe mich dazu bereiterklärt.«

»Wie nobel von ihnen. Gestehen sie einem jetzt nicht mal mehr das letzte Restchen Würde zu?«

»Was wollen Sie eigentlich? Es ist auf jeden Fall besser, als gleich heute mit einer Schachtel abzuziehen. Zwei Wochen Gehalt sind zwei Wochen Gehalt.«

»Aber finden Sie das etwa fair? Wie lang sind Sie jetzt schon bei denen? Sechs, sieben Jahre, und sie geben Ihnen zwei Wochen?«

Er versuchte, mir einen verbitterten Kommentar zu entlocken. Ich war Reporter. Ich wusste, wie das lief. Er wollte eine gesalzene Bemerkung, die er in den Blog stellen konnte. Aber ich biss nicht an. Ich gab Goodwin zu verstehen, dass ich keinen weiteren Kommentar für Velvet Coffin hätte, jedenfalls nicht, solange ich hier nicht endgültig meine Zelte abgebrochen hätte. Mit dieser Antwort gab er sich nicht zufrieden und versuchte weiter, mir einen Kommentar zu entlocken, doch dann ertönte das Anklopfzeichen. Ich schaute auf die Anrufererkennung, dem XXXXX auf

dem Display entnahm ich, dass der Anruf von der Zentrale durchgestellt worden war und nicht von jemandem kam, der meine Durchwahl hatte. »Tut mir leid, Don, ich muss jetzt Schluss machen. Da kommt gerade ein Anruf rein.«

Ich drückte auf die Trenntaste. »Hier Jack McEvoy«, sagte ich nach dem Umschalten.

Stille.

»Hallo, hier spricht Jack McEvoy. Was kann ich für Sie tun?«

Halten Sie mich meinetwegen für voreingenommen, aber mir war sofort klar, dass die Person, die schließlich antwortete, weiblich, schwarz und ungebildet war.

»McEvoy? Wann werden Sie endlich die Wahrheit sagen, McEvoy?«

»Mit wem spreche ich bitte?«

»Sie verbreiten Lügen, McEvoy, in Ihrer Zeitung.«

Ich wünschte, es *wäre* meine Zeitung.

»Entschuldigung, Ma'am, aber wenn Sie mir vielleicht erst mal sagen würden, wer Sie sind und worüber Sie sich beschweren wollen, werde ich mir das gern anhören. Andernfalls muss ich ...«

»Jetzt behaupten Sie auf einmal, Mizo ist schon ein Erwachsener, und das ist ja nun totaler Scheiß. Er hat dieses Flittchen nicht umgebracht.«

Mir war sofort klar, dass es einer dieser Anrufe war. Einer dieser Anrufe zur Verteidigung »Unschuldiger«. Die Mutter oder Freundin, die mir unbedingt klarmachen musste, wie falsch meine Meldung war. Derartige Anrufe bekam ich ständig, aber nicht mehr allzu lange. Ich fand mich damit ab, diesen Anruf so schnell und höflich wie möglich zu erledigen.

»Wer ist Mizo?«

»Zo. *My Zo*. Mein Sohn Alonzo. Er hat nichts gemacht, und er ist noch nicht erwachsen.«

Sie haben nie etwas getan. Niemand ruft einen an, um einem zu sagen, dass man die Sache richtig sieht oder dass die Polizei die Sache richtig sieht und dass ihr Sohn oder Ehemann oder Freund zu Recht angeklagt wird. Niemand ruft einen aus dem Gefängnis an, um einem zu sagen, dass er es getan hat. Alle sind unschuldig. Das Einzige an dem Anruf, was ich nicht verstand, war der Name. Ich hatte über niemanden etwas geschrieben, der Alonzo hieß – daran hätte ich mich erinnert.

»Ma'am, sind Sie bei mir auch an der richtigen Stelle? Ich glaube nicht, dass ich etwas über Alonzo geschrieben habe.«

»Klar haben Sie das. Hier steht doch Ihr Name. Sie haben gesagt, er hätte sie in den Kofferraum gepackt, aber das ist totaler Quatsch.«

Jetzt fiel bei mir der Groschen. Der Kofferraummörder von letzter Woche. Es war ein Fünfzehn-Zeilen-Kurzbeitrag gewesen, weil sich in der Redaktion niemand groß dafür interessiert hatte. Jugendlicher Drogendealer erwürgt eine seiner Kundinnen und packt die Leiche in den Kofferraum ihres Autos. Es war zwar eine sogenannte Schwarz-gegen-Weiß-Straftat, aber weil das Opfer Drogen genommen hatte, hatte sich in der Redaktion trotzdem niemand dafür interessiert. Sowohl sie als auch ihr Mörder waren von der Zeitung marginalisiert worden. Wenn man anfängt, Ausflüge nach South L. A. zu machen, um Heroin oder Crack zu kaufen, dann kann so etwas schon mal passieren. Da braucht man von der grauhaarigen Lady in der Spring Street kein Mitgefühl zu erwarten. Für so was ist in der Zeitung nicht viel Platz. Fünfzehn Zeilen irgendwo im Innenteil, das ist auch schon alles.

Mir wurde klar, dass mir der Name Alonzo deshalb nichts sagte, weil ich ihn nie erfahren hatte. Der Verdächtige war sechzehn Jahre alt, und die Namen festgenommener Minderjähriger rückte die Polizei nicht heraus.

Ich wühlte in dem Zeitungsstapel auf meinem Schreibtisch, bis ich den Lokalteil vom Dienstag vor zwei Wochen fand. Ich blätterte ihn durch und überflog die Meldung. Sie war nicht lang genug, um unter der Überschrift eine Byline zu haben. Aber immerhin hatte der Redakteur meinen Namen druntergesetzt. Sonst hätte ich den Anruf nicht erhalten. Ich Glücklicher!

»Alonzo ist also Ihr Sohn«, sagte ich. »Und er wurde Sonntag vor einer Woche wegen Mordes an Denise Babbit verhaftet, ist das richtig?«

»Ich hab Ihnen doch gesagt, das ist ausgemachte Scheiße.«

»Schon, aber das ist die Meldung, über die wir hier reden. Richtig?«

»Richtig. Und wann werden Sie endlich die Wahrheit schreiben?«

»Die Wahrheit, nehme ich mal an, ist, dass Ihr Sohn unschuldig ist.«

»Allerdings. Das stimmt alles hinten und vorn nicht, und jetzt heißt es sogar, er wird wie ein Erwachsener behandelt, aber dabei ist er doch erst sechzehn. Wie können sie einem Jungen so was antun?«

»Wie heißt Alonzo mit Nachnamen?«

»Winslow.«

»Alonzo Winslow. Und Sie sind Mrs Winslow?«

»Nein, bin ich nicht«, sagte sie ungehalten. »Wollen Sie jetzt etwa auch noch meinen Namen mit einem Haufen Lügen in die Zeitung bringen?«

»Nein, Ma'am. Ich will nur wissen, mit wem ich spreche, mehr nicht.«

»Wanda Sessums. Ich will nicht, dass mein Name in die Zeitung kommt. Ich will nur, dass Sie die Wahrheit schreiben, mehr nicht. Sie ruinieren seinen Ruf, wenn Sie ihn einfach so als Mörder hinstellen.«

Ruf war ein Reizwort, wenn es darum ging, Falschmeldungen einer Zeitung auszubügeln, aber ich hätte fast laut losgelacht, als ich die Meldung überflog, die ich geschrieben hatte.

»Hier steht, dass er wegen Mordes verhaftet wurde, Mrs Sessums. Das ist keine Lüge. Das ist richtig.«

»Verhaftet wurde er schon, aber getan hat er es nicht. Der Junge tut keiner Fliege was zuleide.«

»Laut Aussagen der Polizei hat er ein stattliches Vorstrafenregister. Er hat schon mit zwölf Drogen verkauft. Ist das auch falsch?«

»Er hat immer an den Straßenecken gestanden, das schon, aber das heißt noch lange nicht, dass er jemanden umgebracht hat. Die wollen ihm das nur anhängen, und Sie mischen kräftig dabei mit, dabei haben Sie doch keine Ahnung.«

»Die Polizei sagt, er hat gestanden, die Frau umgebracht und ihre Leiche in den Kofferraum gepackt zu haben.«

»Alles erstunken und erlogen! So etwas hätte er nie getan.«

Mir war nicht klar, ob sie sich damit auf den Mord oder das Geständnis bezog, aber es spielte auch keine Rolle. Ich musste sie loswerden. Ich schaute auf den Bildschirm und stellte fest, dass sechs E-Mails eingegangen waren, seit ich aus Kramers Büro zurückgekommen war. Ich wollte dieses Telefonat hinter mich bringen und diese Geschichte und

alles andere Angela Cook überlassen. Sollte die sich mit diesen ganzen verrückten Anrufern herumschlagen. Sollte die doch die Suppe auslöffeln.

»Also gut, Mrs Winslow, ich ...«

»Ich heiße Sessums, habe ich Ihnen doch gesagt! Sehen Sie jetzt selbst, wie Sie immer alles durcheinanderbringen?«

Da hatte sie nicht ganz Unrecht. Ich überlegte kurz, bevor ich sagte:

»Entschuldigung, Mrs Sessums. Ich habe mir hier alles notiert und werde mich der Sache annehmen, und wenn es etwas gibt, worüber ich schreiben kann, werde ich Sie auf jeden Fall anrufen. Bis dahin alles Gute und ...«

»Nein, werden Sie nicht.«

»Was werde ich nicht?«

»Bei mir anrufen.«

»Ich habe doch gerade gesagt, ich rufe Sie an, sobald ich ...«

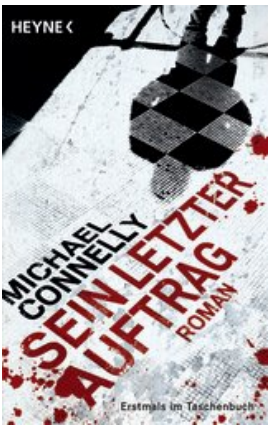
»Sie haben mich doch gar nicht nach meiner Nummer gefragt! Es interessiert Sie einen feuchten Dreck. Sie sind genauso ein mieser Scheißkerl wie alle anderen auch, und mein Junge kommt für etwas ins Gefängnis, was er gar nicht getan hat.«

Sie hängte ein. Eine Weile saß ich reglos da und dachte über das nach, was sie über mich gesagt hatte, dann warf ich den Lokalteil auf den Zeitungsstapel zurück. Ich schaute auf das Notizbuch vor meiner Tastatur. Natürlich hatte ich mir keine Notizen gemacht, und auch in diesem Punkt hatte mich die vermeintlich ignorante Frau durchschaut.

Ich lehnte mich zurück und betrachtete die Einrichtung meiner Koje. Ein Schreibtisch, ein Computer, ein Telefon

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Michael Connelly

Sein letzter Auftrag
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43526-1

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2012

Nach dem Welterfolg „Der Poet“ ein neuer packender Thriller um den Polizeireporter Jack McEvoy

Nach zwanzig Jahren wird Jack McEvoy als Polizeireporter aus den Diensten der L.A. Times entlassen. Er erhält eine Frist von zwei Wochen, wenn er seine Nachfolgerin einarbeitet. So demütigend das Angebot ist, McEvoy geht darauf ein. Er will seine letzte große Story schreiben: ein unschuldig unter Mordverdacht stehender Jugendlicher, der als Bauernopfer herhalten soll. McEvoy will seine neue Kollegin aus der Recherche heraushalten, doch diese will sich profilieren und bringt damit beide in tödliche Gefahr.